

III.

Häufigkeit und Ursachen der Selbstmordneigung in der Marine im Vergleich mit der Armee.

Von

Marine-Stabsarzt Dr. **Podestà**
in Berlin.

(Hierzu 2 Curven.)

Zu den bedeutsamsten Erscheinungen des modernen socialen Lebens gehört unzweifelhaft die auffallende Zunahme der Häufigkeit des Selbstmordes. Dieselbe hat eine um so grössere Bedeutung, als sie nachgewiesenermassen in sehr innigen Beziehungen zu der steigenden Frequenz seelischer Erkrankungen steht, indem in der grossen Mehrzahl der Fälle von Selbstmord eine Geistesstörung als auslösende Ursache zu betrachten ist. Man hat daher in den letzten Jahrzehnten mit Recht der zunehmenden Selbstmordhäufigkeit und ihren Ursachen eine erhöhte Beachtung geschenkt und vor Allem ihre Beziehungen zu seelischen Störungen aufzuklären versucht.

Geht auch die Auffassung namentlich französischer Irrenärzte, in jedem Selbstmörder einen Geisteskranken zu sehen, sicherlich zu weit, da manche andere Motive, wie Furcht vor Strafe, Scham, Reue, Verzweiflung, verletztes Ehrgefühl auch bei einem geistig durchaus gesunden Individuum allein eine Selbstantleibung veranlassen können, so kann man doch Guttstadt¹⁾ nur beipflichten, wenn er sagt: „Man muss durchaus annehmen, dass die Geisteskranken unter den Selbstmörtern einen viel grösseren Procentsatz ausmachen, als nach den officiellen Angaben herausgerechnet worden ist. Die Angaben der Behörden geben in den allermeisten Fällen ein nächstliegendes Motiv zum Selbstmord an, während dieses angegebene Motiv das Symptom einer nicht erkannten Geisteskrankheit ist. Es sind Fälle bekannt, in denen nach glück-

1) Nach Gruner, *Der Selbstmord in der deutschen Armee.* Diss. 1903.

lich verhindertem Selbstmord Tobsucht ausgebrochen ist bei Personen, welche vorher nicht für geisteskrank gehalten waren“.

Darüber sind sich alle Autoren einig, dass mindesten $\frac{1}{3}$ — $\frac{1}{2}$ aller Selbstmörder als geisteskrank anzusehen ist. Die meisten nehmen sogar bei $\frac{2}{3}$ geistige Störungen als Ursachen an, so dass es als feststehend erachtet werden kann, dass in der grossen Mehrzahl der Fälle von Selbstmord seelische Erkrankung als Veranlassung zu betrachten ist.

In der That wird bei den Selbstmordstatistiken der Civilbevölkerung fast aller Länder wenigstens bei $\frac{1}{3}$ bis $\frac{1}{2}$ der Fälle geistige Störung als ursächliches Moment angegeben. Es muss demgegenüber auffallen, dass seelische Erkrankung in den militärischen Statistiken viel seltener, nicht einmal für $\frac{1}{4}$ aller Fälle als Selbstmordmotiv angeführt wird. Dieser Umstand erklärt sich daraus, dass im militärischen Leben Geistesstörung als Ursache nur dann angenommen wird, wenn sich „aus Abstammung und Vorleben des Selbstmörders eine gewisse Veranlagung und Neigung zum leichten Eintritt tiefer psychischer Verstimmung als Grundlage des daraus erwachsenden Triebes zum Selbstmord ableiten lässt oder auf eine in psychischen Schwächezuständen beruhende Verminderung der Widerstandsfähigkeit gegen die hervortretende Selbstmordneigung zu schliessen ist“ [Rosenfeld]¹⁾. Dementsprechend ist die Zahl derer, bei denen das Motiv als unbekannt geblieben angegeben ist, eine auffallend hohe und beträgt durchschnittlich mehr als die Hälfte aller Fälle. Aber nicht nur diese allein werden zum allergrössten Theil auf Rechnung unerkannt gebliebener seelischer Erkrankungen zu setzen sein, sondern es ist kaum zweifelhaft, dass auch die Mehrzahl der anderen angegebenen Ursachen, wie Leidenschaft, Scham, Reue, Gewissensbisse, Aerger, gekränktes Ehrgefühl nur dann im Stande sind, einen jungen Soldaten in den Tod zu treiben, wenn die psychische Widerstandskraft des Betreffenden in krankhafter Weise herabgesetzt ist. Auch die Thatsache, dass diese eben angeführten Motive selbst bereits Symptome einer krankhaft veränderten Seelenthätigkeit darstellen, darf nicht unberücksichtigt bleiben. Der fernere Umstand, dass die grosse Mehrzahl nämlich etwa $\frac{3}{4}$ der Selbstmorde aus unbekannter Ursache beim Heere in die ersten Monate des Dienstes, also in die Rekrutenzzeit fällt, spricht, wie wir später sehen werden, ebenfalls dafür, dass gerade diese häufigen Rekrutenselbstmorde fast immer auf geistige Störungen zurückzuführen sind.

Alle diese Gründe haben mit dazu beigetragen, in den letzten Jahr-

1) Rosenfeld, Die Selbstmorde in der preussischen Armee; drittes Beiheft zum Militär-Wochenblatt. 1894.

zehnten dem Vorkommen von Selbstmorden im militärischen Leben eine ernste und erhöhte Aufmerksamkeit und Bedeutung beizumessen, um die Ursachen für dasselbe kennen zu lernen und die Möglichkeit einer Bekämpfung und Einschränkung in's Auge zu fassen. Schon die That-sache, dass wir es beim Militär mit ausgesucht gesundem und jungem Menschenmaterial zu thun haben, sollte der Auffassung Recht geben, dass hier Selbstmord recht selten, jedenfalls viel seltener als in den gleichaltrigen Klassen der männlichen Civilbevölkerung anzutreffen sind. In Wirklichkeit stellt sich aber das Verhältniss so, dass der Selbstmord in den Heeren nicht nur ebenso häufig, sondern sogar noch öfter vor-kommt, als bei der Civilbevölkerung. Auch für unsere deutsche Armee ist dies mit ziemlicher Sicherheit nachgewiesen. Es muss also doch wohl das militärische Leben gewisse Bedingungen bieten, welche ge-eignet sind, diesen letzten Schritt der Verzweifelung eher auszulösen, als das Civildasein. Vor Allem muss die oben erwähnte Thatsache, dass die grosse Mehrzahl der Fälle von Selbstmord im Heere in das erste halbe Jahr des Dienstes fällt, die Aufmerksamkeit auf diejenigen Verhältnisse und Umstände lenken, welche gerade in den ersten Monaten einen derartigen Entschluss reifen lassen können. Natürlich spielen in erster Linie alle die auslösenden Momente, welche für die Civilbevölkerung zur Erkärung der Selbstmordneigung herangezogen werden, eine ebensolche Rolle bei den aus dieser Bevölkerung ausgehobenen jungen Soldaten. Zwar sind es die gesündesten und kräftigsten Elemente, eben diejenigen, welche für am geeignetsten gehalten werden, auch die in der ersten Dienstzeit besonders stark einwirkenden Einflüsse zu ertragen und ihnen nicht zu erliegen, aber wenn auch im Allgemeinen das jugendliche Alter dem Selbstmordtrieb ein natürliches und wirksames Gegengewicht hält, so fällt doch eben dieses Gegengewicht dann am ehesten bei dem jugendlichen Individuum weg, wenn es sich durch das plötzliche Ver-setzen in die neuen und gänzlich ungewohnten militärischen Verhältnisse der Regelmässigkeit, Zucht und Unterordnung, ohne Schutz und Anlehnung Aufgaben und Anforderungen entgegengestellt sieht, die seiner bisherigen Erziehung, Thätigkeit und Auffassung meist direct zuwider-laufen. Ist aber durch solche Einflüsse die Widerstandskraft eines jugendlichen Gehirns bereits eine schwankende geworden, so genügen oft die geringsten und unscheinbarsten äusseren Umstände, um einen Schritt herbeizuführen, der dem mit einem resistenteren Gehirnorganis-mus Ausgerüsteten räthselhaft erscheint. Zu Hause im engen Zirkel der altgewohnten Umgebung, der er entstammt, und bei einer stets die-selben mehr oder weniger geringen Anforderungen stellenden Thätigkeit wäre ein solcher vielleicht nie in eine ähnliche Lage gekommen und

hätte seinen Platz, ohne Schaden an seiner Seele zu erleiden, ausgefüllt. In der ersten Zeit des Dienstes aber, wo die völlige Unbekanntschaft mit dem militärischen Leben und Verkehr ihn fortgesetzt vor neue Anforderungen und Schwierigkeiten stellt, wo er nicht nur keine Gelegenheit zur Aussprache mit seinen nächsten Vorgesetzten, sondern meist auch nicht einmal mit den ihm noch fremden Kameraden hat und ihm eher Hänseleien als Trost und guter Rath entgegengebracht werden, werden leichte Veränderungen des Gefühls- und Gemüthslebens übersehen und nicht beachtet, bis man vor der vollendeten Thatsache eines Selbstmordes steht, für den kein offenkundiges Motiv ausfindig und verantwortlich gemacht werden kann. Die starren militärischen Verhältnisse vertragen keine Ausnahme, Verständniss für das Denken und Fühlen des Einzelnen kann nicht entgegengebracht werden; er muss eben lernen, sich in die neuen Verhältnisse zu schicken, die für alle passen. Das gesunde Gehirn reagirt solchen Einflüssen gegenüber mit einigen Schwankungen und findet bald das Gleichgewicht wieder, das minderwerthige aber erliegt ihnen früher oder später. Es kommt zu unüberlegten, gar leichtsinnigen Handlungen, die unter der gewohnten Umgebung nicht so leicht begangen wären, oder deren Folgen weniger schwere gewesen wären, die aber bei den militärischen Verhältnissen zu ernsteren Consequenzen führen, denen zu entgehen dem minderwerthigen Gehirn als einzigstes Mittel die Selbstentleibung erscheint. Bei solchen Individuen findet auch die allbekannte Thatsache eine häufige Bestätigung, dass der Trieb zum Selbstmord suggestiv ansteckend wirkt. Angriffe auf das eigene Leben bei Rekruten werden also stets den Verdacht auf das Bestehen einer seelischen Erkrankung hervorrufen müssen, auch wenn scheinbar ganz andere und einen Selbstmord an und für sich rechtfertigende Gründe vorzuliegen scheinen. Besonders in solchen Fällen ist es Pflicht der ärztlichen Erkenntniss, den Nachweis zu führen, ob ein Angriff auf das eigene Leben dem Militärdienst als ursächliche Veranlassung zur Last zu legen ist oder ob derselbe nur das auslösende Moment bei einem schon vorher geistig Erkrankten dargestellt hat, dessen abnormer Geisteszustand nicht rechtzeitig oder überhaupt nicht erkannt ist.

Es ist bekannt, dass von allen Gesellschaftsklassen der Civilbevölkerung der dienende Stand die höchste Selbstmordziffer aufweist. Diesem ist aber der Militärstand am meisten vergleichbar, nur mit dem erschwerenden Unterschiede, dass im gewöhnlichen Leben jeder Dienende mehr oder weniger die Verfügung über sein Thun und Lassen hat, zumal soweit eine Stellungsänderung in Betracht kommt, während der

Soldat in erster Linie zu gehorchen hat und gebunden ist [Düms¹⁾]. Confession und Rasse spielen bei der Beurtheilung der Selbstmordneigung im Heere eine untergeordnete Rolle. Der Trieb zum Selbstmord soll sich bei den Volksstämmen rein germanischer Abstammung in höherem Masse geltend machen; Katholiken sollen dementsprechend mit ihrer Selbstmordziffer hinter den Protestanten zurückstehen. Der Einfluss des Geschlechtes ist bedeutsam. Die Thatsache, dass die Neigung zum Selbstmord bei Männern fünfmal so gross ist wie bei Frauen, kann nicht ohne Rückwirkung auf die Selbstmordfrequenz bei den Truppen bleiben. Aehnlich steht es mit dem Einfluss der Ehelosigkeit. Der statistisch nachgewiesene Schutz der Ehe gegen die erhöhte Selbstmordneigung muss natürlicherweise bei der Wehrmacht vermisst werden, da dieselbe sich fast lediglich aus Unverheiratheten recrutierte.

Ein noch weit bedeutsamerer Einfluss auf den Selbstmordtrieb ist dem Heimweh und den Leidenschaften, vorzüglich der Liebesleidenschaft zuzuschreiben, die bekanntermassen gerade im jugendlichen Alter die seelische Empfindlichkeit so steigern können, dass die Unmöglichkeit, diesen Trieben die gewünschte Befriedigung zu Theil werden zu lassen, die Selbstvernichtung häufig als einzigen Ausweg erscheinen lässt.

Es liegt auf der Hand, dass alle die erwähnten für die Selbstmordhäufigkeit in der Armee in Betracht kommenden Verhältnisse eine sinngemäße Anwendung auf den dem Heere am nächsten stehenden Stand, nämlich auf die Marine finden müssen, und es erscheint daher von Interesse, die Häufigkeit der Selbstmorde bei der Marine zu derjenigen in der Armee in Parallele zu stellen und an der Hand der gefundenen statistischen Resultate der Frage näher zu treten, ob und inwieweit diese Ergebnisse mit gewissen besonderen Eigenthümlichkeiten und Verschiedenheiten des Dienstes bei den beiden Wehrgattungen in einem ursächlichen Zusammenhang stehen.

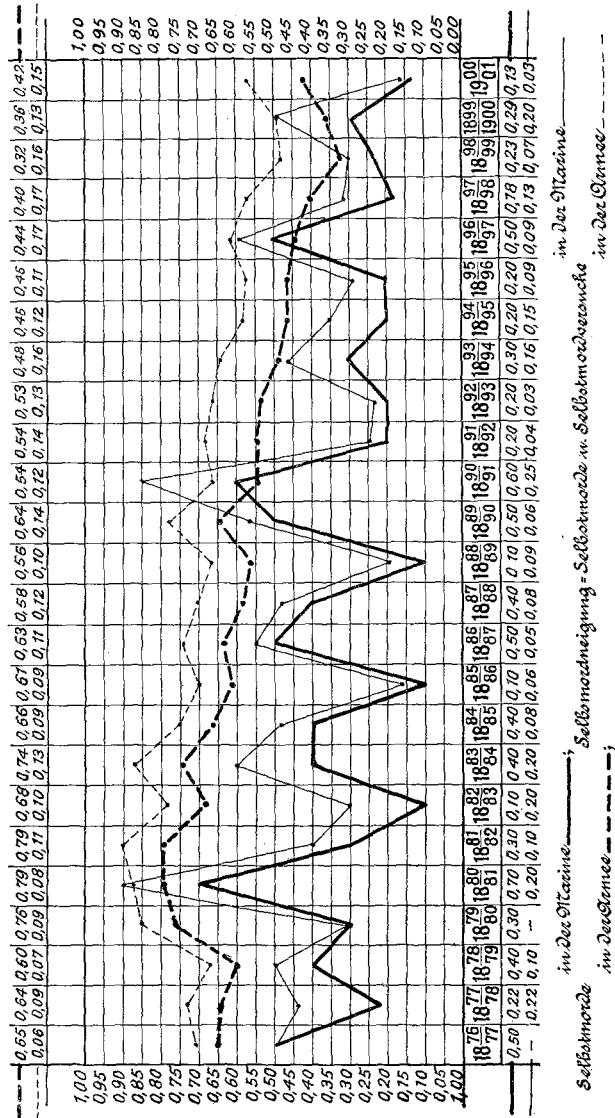
Um nun zuerst einen sicheren Aufschluss über die absolute Häufigkeit der Selbstmorde zu gewinnen, ist es erforderlich, nicht nur die Sterblichkeit durch Selbstmord zu beurtheilen, d. h. den gelungenen Selbstmordversuch, sondern es müssen auch die nicht erfolgreichen Selbstmordversuche, also diejenigen, bei denen das Leben erhalten geblieben ist, in den Kreis der Betrachtung gezogen werden. Dadurch allein kann ein sicheres Bild über die Häufigkeit der Selbstmordneigung — denn nur auf diese kommt es an — gewonnen werden.

Eine derartige vergleichende statistische Uebersicht über die Höhe der Selbstmordneigung in Marine und Armee stellt die Curventafel I

1) Düms, Militärkrankheiten. 3. Bd.

dar. Sie gibt die Ziffern auf 1000 der Iststärke berechnet wieder, wie sie sich aus den Werthen der Selbstmorde und Selbstmordversuche mit sofort oder später eingetretenem tödtlichen Ausgange, sowie derjenigen

Tafel I. Selbstmorde und Selbstmordversuche, berechnet auf 1000 der Iststärke.



Selbstmordversuche ergeben, bei denen die Erhaltung des Lebens gelang. Es ist also aus der Tabelle sowohl die Höhe der Selbstmordsterb-

lichkeit, als auch diejenige der Selbstmordneigung bei beiden Wehrgattungen zu erkennen. Naturgemäß erhöhen sich dadurch die Werthe für die Häufigkeit der Selbstmordneigung nicht un wesentlich gegenüber der meist bisher aufgestellten Statistiken, welche lediglich die Selbstmordsterblichkeit berücksichtigen.

Am meisten in die Augen springt bei der Betrachtung der verschiedenen Curven die ungleich geringere Beteiligung der Marine sowohl an der Sterblichkeit durch Selbstmord als auch an der Selbstmordneigung. Zwar weisen die jährlichen Durchschnittswerthe nicht dieselbe Gleichmässigkeit und relative Beständigkeit auf wie bei der Armee, aber das erklärt sich durch die verhältnismässige Kleinheit der Marine im Vergleich zur Armee, wo das bedeutend umfangreichere Material mehr Gelegenheit zu statistischen Ausgleichen bietet. Nur zweimal im Verlaufe der letzten 25 Jahre seit 1876/77 hatte die Marine durchschnittlich mehr Selbstmordanfälle pro Jahr zu verzeichnen als die Armee, sonst waren die Ziffern der letzteren stets, wenn auch oft nur um ein Geringes höher. Ferner zeigt die Tabelle bei beiden Gattungen eine Tendenz des Absinkens der Häufigkeitswerthe, die bei der Armee durchaus regelmässig und constant ist, bei der Marine aber wiederum sich weniger deutlich und gleichmässig verfolgen lässt. Bemerkenswerth ist dabei, dass die Curve der Selbstmordsterblichkeit in der Armee um ein ganz Geringes schneller absteigt, als die der Selbstmordneigung, oder mit anderen Worten, dass die Zahl der Selbstmordversuche, bei denen die Erhaltung des Lebens gelang, ungefähr in demselben Masse ansteigt, als die Zahl aller Selbstmorde und Selbstmordversuche mit tödtlichem Ausgang zusammengenommen heruntergeht. Selbstmordsterblichkeit und Selbstmordneigung werden langsam geringer; stärker ist an dieser Abnahme aber die Selbstmordsterblichkeit betheiligt als die Selbstmordneigung. Es gelingt demnach der fortgeschrittenen ärztlichen Wissenschaft und Kunst heutzutage häufiger — und das muss zur Erklärung dieser auffallenden Erscheinung dienen — die Opfer eines Angriffes auf das eigene Leben ihrem Schicksal zu entreissen, als das früher der Fall war. In der fünfjährigen Periode 1876/77 bis 1880/81 betrug die Zahl der Selbstmordversuche mit Erhaltung des Lebens in der Armee 0,06 bis 0,09 pM. der Kopfstärke oder 10 bis 15 pCt. aller Selbstmorde. In den folgenden Zeiträumen:

1881/82—1885/86 0,09 bis 0,13 pM. K. oder 15—18 pCt.

1886/87—1890/91 0,10 bis 0,14 pM. K. oder 18—25 pCt.

1891/92—1895/96 0,12 bis 0,16 pM. K. oder 25—35 pCt.

1896/97—1900/01 0,13 bis 0,17 pM. K. oder 35—50 pCt.

Die Ziffern dieser Selbstmordversuche mit Lebenserhaltung bei der

Armee haben sich demnach im Verlaufe dieser 25 Jahre, berechnet auf 1000 der Kopfstärke im grossen und ganzen auf das Doppelte, berechnet auf die Zahl der Selbstmorde (pCt.) hingegen auf mehr als das Dreifache erhöht. Um diese Differenz haben sich die Selbstmordversuche vermehrt, bei denen die Erhaltung des Lebens gelang. (Ist hier und im Folgenden schlechthin von Selbstmord die Rede, so sind stets die Selbstmordversuche mit sofort oder später erfolgtem tödtlichen Ausgang mitgerechnet.)

Bei der Marine ist, wie gesagt, dieses gleichmässig sich verändernde Verhältniss zwischen Selbstmordsterblichkeit und Neigung nicht so deutlich ausgeprägt. Die jährlichen Durchschnittswerthe der Selbstmordversuche mit Erhaltung des Lebens betragen hier, ebenfalls von Jahr-fünft zu Jahr-fünft seit 1876/77 berechnet, von 1000 der Iststärke 0,10 bis 0,13 pM., bewegen sich aber in absteigender Richtung, indem den oben angeführten Werthen der Armee von durchschnittlich 0,10, 0,12, 0,13, 0,13 pM. der Kopfstärke für die letzten vier Jahr-fünfte von 1881/82 bis 1900/01, bei der Marine als analoge Ziffern 0,13, 0,11, 0,10, 0,10 pM. gegenüberstanden. Der allmälichen Zunahme dieser Selbstmordversuche bei der Armee entspricht daher eine allerdings wesentlich schwächere Abnahme bei der Marine. Absolut sind die Frequenzziffern der glücklich endenden Selbstmordversuche bei beiden Wehrgattungen nur unwesentlich und zwar zu Gunsten der Marine von einander verschieden.

Was das Verhältniss der erfolglosen Selbstmordversuche zu den gelungenen Selbstmorden bei der Marine anlangt, so wurden hier von 1873/74 bis 1900/01, also in 28 Jahren im Ganzen 131 Selbstmorde und 48 Selbstmordversuche mit Erhaltung des Lebens gezählt. Dementsprechend kamen auf 100 Selbstmorde 36,6, oder auf 3 Selbstmorde 1,1 Selbstmordversuche. Wie oben auf den Durchschnitt von 5 zu 5 Jahren berechnet stellen sich diese Werthe auf 25, 50, 36,4, 47,8, 40,6 pCt. aller Selbstmorde seit 1876/77. Es erheilt aus diesen Zahlen, dass bei der Marine ein constantes Verhältniss zwischen der Häufigkeit der Selbstmordversuche bezogen auf diejenige der Selbstmorde nicht besteht. Für die Armee liess sich ein solches aus den analogen Zahlenwerthen 11,6, 15,1, 20,4, 26,9, 40,1 pCt. der Selbstmorde deutlich nachweisen. Der Durchschnitt dieser Werthe für den gesammten Zeitraum seit 1873/74 bleibt mit 21,4 pCt. ziemlich weit hinter der für die Marine ermittelten Durchschnittsziffer von 36,6 pCt. zurück. Aus diesem Unterschiede zu Gunsten der Marine einen Rückschluss auf die verschiedene Häufigkeit der Selbstmordversuche mit Erhaltung des Lebens auch nur andeuten zu wollen, wäre verfehlt. Die Unterschiede zwischen

den absoluten Ziffern sind zu gross, als dass dieselben überhaupt miteinander zur Begründung eines solchen Rückschlusses in Vergleich gezogen werden könnten. Neben 131 Selbstmorden sind in der Marine von 1873/74 bis 1900/01 im Ganzen 48 Selbstmordversuche mit Lebenserhaltung gezählt worden, bei der Armee dahingegen in dem gleichen Zeitraum nicht weniger als 1351, ohne dass diese Zahlen einen nennenswerthen Unterschied für die promillarischen Werthe begründeten. Wichtig und bedeutungsvoll bleibt indess die Thatsache, dass in der Armee der deutlichen Abnahme der Sterblichkeit durch Selbstmord eine etwas geringere Zunahme der Selbstmordversuche mit Lebenserhaltung parallel geht, doch so, dass auch die aus beiden resultirende Selbstmordneigung noch eine gleichmässige Abnahme erfahren hat.

Bei der Marine ist eine Abnahme der Selbstmordtendenz ebenfalls nachweisbar, aber sie ist ungleichmässiger und weniger in die Augen springend, obwohl sich an ihr auch die Selbstmordversuche mit Erhaltung des Lebens betheiligen, wenn auch in unerheblichem Masse. Dafür ist aber die Marine bezüglich der absoluten Häufigkeit der Selbstmordneigung vor der Armee bedeutend im Vortheil, indem z. B. in dem letzten Jahrzehnt 1891/92 bis 1900/01 sich die promillarischen Durchschnittswerthe der Selbstmordneigung in der Marine auf 0,84 im Gegensatz zu 0,58 pM. in der Armee beliefen. Im vorhergehenden Jahrzehnt waren den obigen Ausführungen entsprechend die analogen Werthe etwas höher und betrugen 0,75 pM. für die Armee und 0,48 pM. für die Marine. Dieses für die Marine sehr günstige Verhältniss hat demnach im Verlaufe der angeführten zwei Jahrzehnte keine beachtenswerthe Verschiebung erfahren. Im ersten Jahrzehnt kamen auf 100 Selbstmorde und Selbstmordversuche mit Lebenserhaltung in der Armee nur 60, und im zweiten Jahrzehnt sogar nur 58 in der Marine.

Durch diese Ziffern ist der statistische Nachweis geliefert, dass die Zahl der Selbstmorde und Selbstmordversuche in der Marine beinahe nur die Hälfte derjenigen in der Armee beträgt. Mit anderen Worten, die Selbstmordneigung in der Marine ist ungefähr halb so gross wie in der Armee. Diese interessante Thatsache ist um so auffallender, als man von vorn herein geneigt sein könnte, der Marine mit ihren grösseren, ungleichmässigeren und wechselnden Anforderungen an die geistige und körperliche Widerstandskraft des Einzelnen gewisse, die Selbstmordneigung begünstigende Einflüsse zur Last zu legen. Ausserdem ist noch zu berücksichtigen, dass in der Marinestatistik auch die an Bord von Auslandschiffen befindlichen Offiziere, Beamten und Kadetten mitgezählt sind, während diese in den Armeestatistiken überhaupt nicht erscheinen.

Von den 131 Selbstmorden und den 48 Selbstmordversuchen (mit Lebenserhaltung) in der Marine kamen allein $80 + 23$, also von 179 103 am Lande vor. Es entfallen daher 58 pCt. aller Selbstmorde und Selbstmordversuche an Land und von den übrigen 42 pCt. entfällt die eine Hälfte auf die Schiffe im Ausland und die andere auf die Schiffe in heimischen Gewässern. Die beiden letzteren liefern demgemäß noch einmal ebensoviel Selbstmorde und -Versuche wie die Mannschaften an Land. Berücksichtigt man nun, dass ungefähr die Hälfte der ganzen Kopfstärke, und zwar die kleinere sich an Land, die andere Hälfte an Bord befindet, so stellt sich das Verhältniss für die an Land begangenen Selbstmorde bezüglich ihrer Häufigkeit ziemlich ungünstig. Die Verhältnisse des Marinemannschaften an Land nähern sich aber naturgemäß am meisten denen der Armee, die ja auch bedeutend höhere Selbstmordziffern aufweist. Es kann daher nicht nur nicht von einem ungünstigeren Einfluss des Marinedienstes mit seinen spezifischen Eigenthümlichkeiten auf die Häufigkeit der Selbstmordneigung die Rede sein, sondern man ist umgekehrt berechtigt, die Ursachen der durch die Statistik nachgewiesenen weitaus geringeren Häufigkeit der Selbstmordneigung in der Marine, die noch deutlicher wird, durch die Vertheilung der Selbstmordfälle zu Ungunsten der an Land befindlichen, grade in den Eigenthümlichkeiten des Marinedienstes zu suchen, wie sie uns besonders an Bord der Schiffe entgegentreten. Auch die fernere indirekte Schlussfolgerung liegt nach dem Gesagten nahe, dass der Marinedienst an Bord weniger Gelegenheit zur Ausbildung solcher seelischer Störungen, welche erfahrungsgemäss häufig zu Selbstmord führen, bietet als der Dienst beim Landheere.

Hinsichtlich der Art und Weise der Ausführung der Selbstmorde bieten Marine und Armee nur unbedeutende Verschiedenheiten. Bei beiden findet der Satz, dass der Selbstmörder meist das in Folge seines Berufes ihm nächstliegendste Mittel zur Ausführung seines traurigen Entschlusses wählt, seine volle Bestätigung. Das Militär hat beständig Schusswaffen zu seiner Verfügung und so nehmen diese unter allen Mitteln den ersten Rang ein. Von 100 Selbstentleibungen in der Armee wurden in den letzten drei Decennien 48 durch Erschiessen herbeigeführt; dann folgt Erhängen mit 27 pCt. und Ertränken mit 15 pCt. Bei der Marine belief sich die Ziffer der Selbstentleibungen durch Erschiessen sogar auf 52 pCt., Erhängen wurde in 25 pCt. und Ertränken in 15 pCt. gewählt. Sonst kamen noch Vergiftungen, Schnittwunden und Sturz in die Tiefe vor. Einmal wurde Einathmen von Leuchtgas als Vergiftungsart erwähnt.

Ein Motiv zum Selbstmord blieb in der Marine bei mehr als 40 pCt.

aller Fälle unbekannt. Dieser hohe Procentsatz, der sogar denjenigen der Armee weit übertrifft, muss noch mehr auffallen, wenn man ihn mit den Angaben der Civilstatistik vergleicht. Es ist schon darauf hingewiesen, — und das dient zur Erklärung dieser Thatsache —, dass beim Militär bei jedem einzelnen Falle von Selbstmord der Ursache desselben dienstlich nachgeforscht wird und keine Rücksicht auf Familie u. s. w. die Vertuschung des Thatbestandes herbeiführen kann, wie häufig bei der Civilbevölkerung. Hier muss zur Erklärung solcher Selbstmordfälle Geistesstörung als Motiv viel öfter herhalten, auch ohne direct nachgewiesen zu sein und erscheint daher viel häufiger in den bürgerlichen Statistiken; in den militärischen Statistiken wird Geistesstörung nur dann als Ursache angeführt, wenn sie mit Sicherheit nachzuweisen war. Dass aber trotzdem die grosse Mehrzahl der Fälle von Selbstmord „aus unbekannter Ursache“ auf das Conto bestehender, aber unerkannt gebliebener Geistesstörungen zu setzen ist, ist bereits früher dargelegt worden.

Die in den Sanitätsberichten der Marine seit 1873/74 erwähnten Selbstmorde, bei denen ein Motiv angeführt ist, stellen ungefähr 60 pCt. dar und gruppieren sich wie folgt:

Selbstmorde

Abs. Zahl	Ursachen	pCt.
32	Furcht vor Strafe	24,4
17	Geistesstörung (Melancholie, Schwermuth, hochgradige Nervosität)	13,0
9	Liebesgram	6,9
3	Schulden	2,3
2	Unterschlagung von dienstlich anvertrauten Geldern	1,5
2	Abneigung gegen den Dienst	1,5
1	Lebensüberdruss	0,77
1	Verzweiflung	0,77
1	Gekränktes Ehrgefühl	0,77
1	Unglückliche Familienverhältnisse	0,77
1	Kündigung der Capitulation	0,77
1	Diebstahlsverdächtigung	0,77
1	Angst vor Nachstellungen	0,77
1	Trunkenheit	0,77
1	Fieberdelirium	0,77
<u>57</u>	<u>Unbekannt</u>	<u>43,5</u>

131

Auch bei der Armee steht „Furcht vor Strafe“ unter den Ursachen

zum Selbstmord an der Spitze, und zwar mit 35 bis 40 pCt. gegenüber 24 pCt. in der Marine; dann folgen geistige Störungen mit 9—10 pCt. (Marine 13 pCt.) und Unlust zum Dienst mit 6—7 pCt. gegenüber nur 1,5 pCt. in der Marine. Letztere Ursache hat also hier viel seltener zum Selbstmord getrieben wie bei der Armee. Der Unterschied bei den geistigen Störungen zu Ungunsten der Marine ist so gering, dass er kaum in's Gewicht fällt. Eine verhältnissmässig hohe Anteilziffer weist „Liebesgram“ mit 7 pCt. bei der Marine auf; bei der Armee war dieses Motiv nur in 4 pCt. als Selbstmordursache verantwortlich zu machen. Bemerkenswerth ist schliesslich noch, dass Selbstmorde „aus unbekannter Ursache“ in den Armeestatistiken nur mit 17 bis 25 pCt. betheiligt sind, während in der Marine in 43,5 pCt. aller Fälle, also fast doppelt so häufig das Motiv unbekannt geblieben ist. Die Annahme, dass bei der grösseren Mehrzahl dieser Fälle unerkannt gebliebene Seelenstörungen als letzte Ursache anzusehen seien, trifft auch bei einigen anderen Motiven zu. In erster Linie ist hier die Liebesleidenschaft zu nennen, die wie eine acute Krankheit das Gemüth zumal junger Individuen ohne genügenden inneren Halt befallen kann und zu Angriffen auf das eigene Leben ohne jede weitere Ueberlegung führt. Unter ähnlichen Gesichtspunkten sind noch andere Motive wie Lebensüberdruss, Reue, Scham, Verzweiflung, Gewissensbisse, gekränktes Ehrgefühl zu betrachten. Alle diese Momente werden in der Mehrzahl der Fälle nur dann im Stande sein, einen jungen Mann in den Tod zu treiben, wenn die psychische Widerstandskraft des Betreffenden in krankhafter Weise herabgesetzt ist.

„Misshandlung durch Vorgesetzte“, die nach einer vielleicht zu hoch bemessenen Statistik Rosenfeld's bei 1,5 pCt. der Selbstmordveranlassungen in der Armee vorliegen soll, ist bei der Marine überhaupt nicht als Motiv erwähnt. Sie gehört an die Spitze derjenigen Motive, welche, wie die immer wieder in den militärischen Statistiken auftretenden Ursachen als Abneigung gegen den Dienst, gekränktes Ehrgefühl, Lebensüberdruss in Folge erlittener Arreststrafen, Unterschlagung von dienstlichen Geldern, Kündigung der Capitulation und vor Allem Furcht vor Strafe zweifellos zum grossen Theil ihren Ursprung in den rein militärischen Verhältnissen haben und nur aus ihnen heraus ihren unheilvollen Einfluss ausüben können. Verletzungen und Kränkungen des Ehrgefühles und Ehrgeizes, deren Pflege sich die Vorgesetzten in hohem Maasse angelegen seiu lassen, führen besonders häufig beim Unteroffizierstand zu Selbstentleibung.

Dass die Leidenschaft der Liebe beim Selbstmorde des Uniformirten, der ja einen Anspruch auf besondere Bevorzugung seitens des weiblichen Geschlechtes macht, eine grosse Rolle spielt, ist bekannt. Die stärkere

Beteiligung der Marine wird vielleicht durch die Einwirkungen der langen Trennung, die Aussichtslosigkeit einer baldigen endgültigen Verbindung oder durch unerwartete Enttäuschungen bei der sehnstüchtig erwarteten Heimkehr verursacht.

Bei manchen durch Schuldenmachen, Unterschlagung anvertrauter Gelder u. s. w. veranlassten Selbstmordfällen wirkt der militärische Dienst insofern als begünstigendes Moment mit, als im Soldatenstand oftmals dem äusseren Glanz und Schein ein übermässiger Werth beigelegt wird und einem übertriebenen Selbstgefühl Opfer dargebracht werden.

Ein wichtiges Moment, welches bei den Selbstmordstatistiken der Heere fast niemals als Ursache, wenn auch nur für verhältnissmässig wenige Selbstmordfälle vermisst wird, ist das Heimweh. Bei der Marine ist dasselbe auffallender Weise in keinem einzigen Falle als Motiv angeführt. Wenngleich deshalb das Vorkommen von Selbstmorden in Folge von Heimweh bei Seeleuten nicht überhaupt gelehnt werden soll, denn unter den vielen „unbekannten Ursachen“ oder unter den seelischen Störungen wie Melancholie und Schwermuth ist gewiss manch unüberwindliches Heimweh verborgen, so scheint doch tatsächlich dasselbe bei den Marinemannschaften, wenn auch nicht seltener als bei den Landsoldaten vorzukommen, so doch weniger häufig einen solch intensiven Grad zu erreichen, dass es zu einem Angriff auf das eigene Leben Veranlassung giebt.

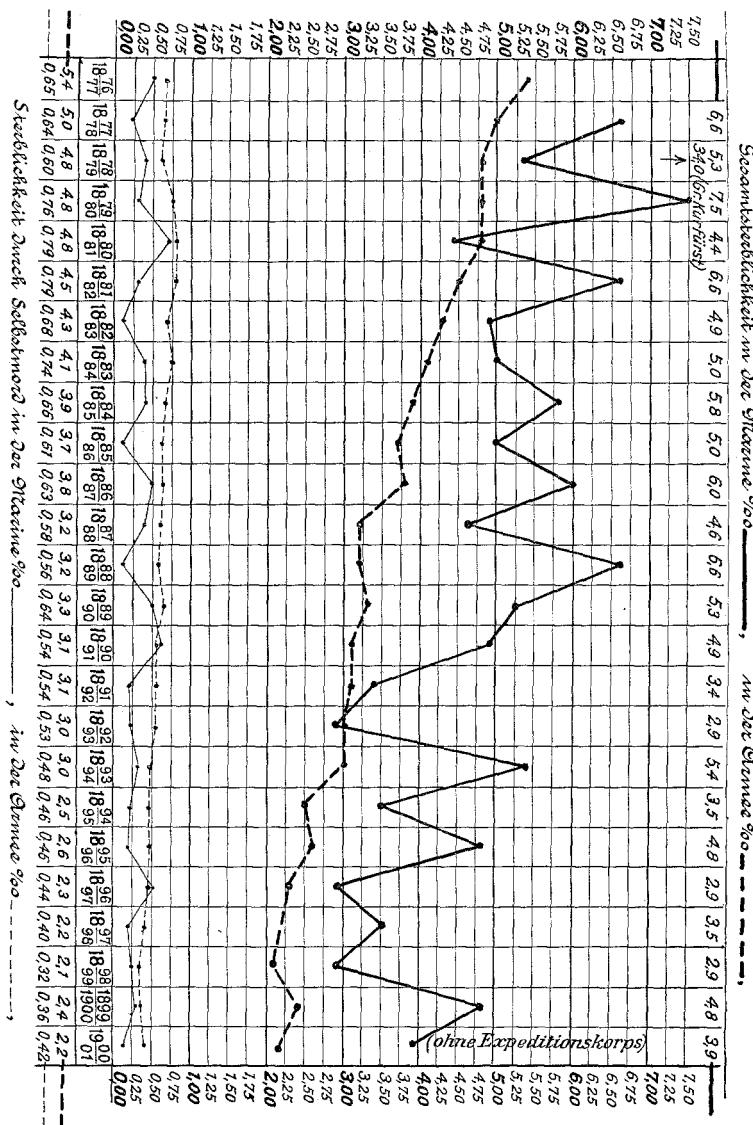
Die Häufigkeit der Selbstmorde in der Marine und Armee steht in gewissem Einklang mit der durch von Oettingen¹⁾ nachgewiesenen geographischen Vertheilung der Selbstmordfrequenz überhaupt. Für die seit einer Reihe von Jahren beobachtete Thatsache, dass an der Sterblichkeit durch Selbstmord die einzelnen Armeecorps des deutschen Heeres in ganz verschiedener Weise betheiligt sind, und dass diese Armeecorps eine sich fast ganz gleich bleibende Häufigkeitsziffer aufweisen, hat man die gleichmässige Beteiligung der Ersatzbezirke, also geographische Beziehungen verantwortlich gemacht. Es stehen nämlich diejenigen Armeecorps mit der Zahl der Selbstmorde voran, zu deren Territorial- und Ersatzbezirken die als Gipelpunkte der Selbstmordhäufigkeit bekannten Landestheile gehören. „Jedes Land zeigt eine ihm eigene Selbstmordfrequenz, die sich innerhalb geringer Schwankungen bewegt und sich nie plötzlich, sondern nur allmälig ändert“, offenbar weil, wie Oettingen meint, „die bestimmenden Einflüsse in einem Gesellschafts- und Volkskörper relativ stetige, bleibende sind“.

1) Eulenburg, Real-Encylopaedie. Selbstmordstatistik.

In Centrum von Deutschland und zugleich von Europa erreicht der Selbstmord seine höchste Intensität. Die grösste Selbstmordziffer weist das Königreich Sachsen auf. Von allen Seiten der Windrose hebt sich allmälig je nach der näheren oder ferneren Berührung mit dem sächsischen Chimborasso das colossale Selbstmordgebirge. Von den Ostseeprovinzen, wo die Selbstmordziffer 0,065 pM. beträgt, geht es immer nach Westen zu aufwärts. In Ost- und Westpreussen erreicht die Ziffer schon fast 0,100 pM., in Brandenburg über 0,200 pM., in der Provinz Sachsen 0,235 pM., um im Königreich Sachsen den Gipfelpunkt mit über 0,400 pM. zu erreichen. Ebenso von Westen her. Die Rheinlande zählen nur 0,065 pM., Westfalen etwas über 0,070, Hannover über 0,140 pM., die Thüringischen Lande, die schon an Sachsen stossen, mehr als 0,300 pM. Von Süden her tritt uns dieselbe Erscheinung entgegen, während weiter im Norden (Schleswig-Holstein mit etwa 0,220 pM. als Selbstmordziffer) der vermittelnde Einfluss Dänemarks (mit 0,256 pM.) sich in einer Art von selbstständigem Nebengebirge ausprägt oder sozusagen ein zweites Gravitationszentrum für die germanische Selbstmordbewegung aufweist⁴. In dieses Centrum fallen aber die Hauptersatzgebiete der Marine, deren durchschnittliche Selbstmordziffer für die letzten 25 Jahre mit 0,320 pM. die obigen Werthe nur wenig übersteigt.

Die für die Marine günstigen Selbstmordziffern treten noch deutlicher als solche in die Erscheinung, wenn man die Selbstmordsterblichkeit in Vergleich stellt zur Gesamtsterblichkeit bei beiden Wehrgattungen und die Frage beantwortet, wieviel von 100 Gestorbenen überhaupt durch Selbstmord geendet sind. Zu diesem Vergleiche dient die Tafel II, welche die in Folge Krankheit und Unglücksfall Gestorbenen gegenüber den durch Selbstmord Geendeten in Berechnung auf 1000 der Iststärke aufführt. Bei der Armee hat sich die Gesamtsterblichkeit seit dem Jahre 1873/74 bis zum letzten Berichtszeitraum 1900/01 von 6,7 pM. auf 2,2 pM. vermindert. Diese erfreuliche Abnahme ist ganz regelmässig und stetig vor sich gegangen und scheint noch weiter anhalten zu wollen. Bei der Marine war in dem gleichen Zeitraum die allgemeine Sterblichkeit höher und in den einzelnen Jahren durchaus ungleichmässig, doch ist ebenfalls eine, wenn auch geringere und weniger deutliche absinkende Tendenz der jährlichen Sterblichkeitsziffer erkennbar. Der gleichmässigen Verminderung der Gesamtsterblichkeit in der Armee geht eine fast ebenso starke und gleichmässige Abnahme der Selbstmordsterblichkeit parallel. In der Marine entspricht der höheren und ungleichmässigeren Gesamtsterblichkeitslinie eine bedeutend niedrigere, allerdings auch ungleichmässige und in der letzten Zeit sogar zunehmende Selbstmordsterblichkeitscurve. Die wechselnden Werthe der

Tafel II.



Sterblichkeit durch Selbstmord in der Marine %, in der Marine %

Todesfälle in der Marine erklären sich durch das häufigere Vorkommen von Unglücksfällen an Bord der Schiffe, sowie aus dem ungünstigen Einfluss der im Auslande häufigeren Krankheiten und Epidemien, z. B. Malaria, Typhus, Ruhr, Cholera u. a. So stellte sich z. B. durch den

Verlust an Menschenleben in Folge des Unterganges des Panzerschiffes „Grosser Kurfürst“ die Sterblichkeit pro 1878/79 auf 34,0 pM. der Iststärke, ohne Berechnung dieses Verlustes aber auf nur 5,3 pM.

Nachstehende Tabelle giebt eine vergleichende, auf 5 zu 5 auf einanderfolgende Jahre berechnete Zusammenstellung der Gesamtsterblichkeit und derjenigen nur durch Selbstmord bei der Marine und Armee. Die Berechnung ist sowohl auf 1000 der Iststärke, als auch auf 1000 aller Todesfälle aufgestellt.

Im Durchschnitt der Jahre	Es starben überhaupt von 1000 der Iststärke in der		Es starben durch Selbstmord von 1000 der Iststärke in der		Es starben durch Selbstmord von 1000 aller Todesfälle in der	
	Marine	Armee	Marine	Armee	Marine	Armee
1876/77—1880/81	5,5	4,96	0,42	0,69	76	139
1881/82—1885/86	5,5	4,10	0,26	0,70	47	170
1886/87—1890/91	5,5	3,32	0,42	0,59	76	178
1891/92—1895/96	4,0	2,84	0,22	0,49	55	173
1896/97—1900/91	3,0	2,24	0,27	0,39	90	174
1876/77—1900/91	4,70	3,50	0,32	0,57	69	167

Aus dieser Tabelle lassen sich folgende Schlüsse ziehen:

Die Anzahl der Gesammttodesfälle auf 1000 der Iststärke berechnet ist in der Marine etwas höher als in der Armee (4,7 : 3,5). Bei beiden hat die Zahl dieser Todesfälle eine deutliche und ziemlich gleichmässige Abnahme erfahren, und zwar beinahe um die Hälfte.

Ebenfalls auf 1000 der Iststärke berechnet ist die Zahl der Todesfälle durch Selbstmord in der Marine wesentlich geringer als in der Armee und beträgt mit 0,32 pM. im Durchschnitt der den Berechnungen zu Grunde gelegten 26jährigen Periode etwas mehr als die Hälfte des für die Armee ermittelten Werthes von 0,57 pM. Entsprechend der Abnahme der Gesammttodesfälle haben auch die durch Selbstmord erfolgten beiderseits eine Abnahme erfahren, die allerdings bei der Armee stärker und gleichmässiger ist.

Unter den Todesursachen ist in der Marine Selbstmord sehr viel seltener anzutreffen als in der Armee, nämlich in weniger als der Hälfte der Fälle bei der Armee (69 : 167 pM. aller Todesfälle). Eine deutliche Abnahme ist nirgends zu constatiren. Die hohen Ziffern der Armee zeigen nur sehr geringe Schwankungen. Die niedrigen, aber sehr schwan-

kenden Werthe der Marine lassen für das letzte Jahrfünft eine steigende Tendenz erkennen.

Infolge der nachgewiesenen geringeren Sterblichkeit durch Selbstmord nähern sich die Verhältnisse der Marine sehr stark den bei dem entsprechenden Theile der Civilbevölkerung herrschenden. Nach der bürgerlichen Statistik aus den Jahren 1894 bis 1899 betrug die Zahl der Selbstmorde zwischen 0,217 auf 1000 Einwohner des deutschen Reiches im Jahre 1894 und 0,195 im Jahre 1899. Der für den gleichen Zeitraum in der Marine ermittelte Werth von 0,27 pM. war nur unwesentlich höher, zumal wenn man bedenkt, dass in die bürgerliche Statistik alle Lebensalter und das eine viel geringere Selbstmordneigung zeigende weibliche Geschlecht mithineinbezogen sind. Im Jahre 1877 starben durch Selbstmord auf 1000 lebende männliche Personen im Alter von 20 bis 30 Jahren 0,303. Bei der Marine starben in demselben Jahre 0,36 pM. $\left(\frac{0,50 + 0,22}{2}\right)$ und im ganzen Durchschnitt der Jahre 1873 bis 1901 0,33 pM. So unerheblich sind die Differenzen zwischen der Selbstmordsterblichkeit bei der Civilbevölkerung und bei der Marine.

Bei der Armee ist die Höhe der Selbstmordziffer im ersten Dienstjahre, also bei den Gemeinen am grössten und beträgt in diesem wiederum während der ersten 6 Monate fast doppelt soviel als in den letzten. Nach einer Tabelle von Gruner¹⁾ vertheilen sich die Selbstmorde in den ersten vier Dienstjahren auf 100 berechnet im Durchschnitt auf 40, 21, 13 und 6. Die weitaus grösste Mehrzahl der Selbstmorde in der Armee entfällt demnach auf die ersten Monate des Dienstes. In den ersten Jahrgängen stellen die Gemeinen, in den späteren die Unterofficire das Hauptcontingent. Die Selbstmordzahl bei den Letzteren ist in der Armee ungefähr doppelt so gross, als bei den Gemeinen und Gefreiten.

Bei der Marine entfällt mehr als $\frac{1}{3}$ aller Selbstmorde und Selbstmordversuche auf Unterofficiere und Deckofficiere. Da aber die Unterofficiere an absoluter Zahl durch die Gemeinen ungefähr um ein Vierfaches überwogen werden, so stellt sich der Anteil der Unterofficiere p. p. bei den Selbstmorden in der Marine bedeutend höher und die Schätzung, dass derselbe bei den Unterofficieren drei Mal so gross ist als bei den Gemeinen, erscheint nicht zu hoch gegriffen.

Im Gegensatz zur Armee weisen die ersten Monate des Marinedienstes verhältnissmässig recht wenig Selbstmordfälle auf und ebenso

1) Gruner, Der Selbstmord in der deutschen Armee. Diss. 1903.

die ersten Jahre. Dadurch findet die absolut geringere Zahl der Selbstmorde bei der Marine ihre hauptsächlichste Erklärung. Diese geringere Selbstmordneigung in der Marine besonders in der ersten Dienstzeit ist unseres Erachtens in der Hauptsache gewissen besonderen Eigenthümlichkeiten des Marinedienstes zuzuschreiben, die sich vornehmlich in der frühesten Dienstzeit offenbaren. Zur Begründung des inneren Zusammenhangs sei noch einmal an die engen Beziehungen erinnert, welche zwischen der Selbstmordneigung und den dieselbe auslösenden seelischen Erkrankungen bestehen. Der junge Rekrut tritt bei der Marine im Allgemeinen nicht in ihm durchaus fremdartige und neue Verhältnisse, die mit seiner früheren bürgerlichen Thätigkeit nichts gemeinsam haben, wie es beim Armeesoldaten fast stets der Fall ist, sondern er kommt mit seinem Diensteintritt in eine Umgebung, die ihm zwar neu und ungewohnt ist, welche aber doch in recht innigen Beziehungen zu seinem bisherigen Beruf steht. Kurz nach oder auch schon während der Ausbildungszeit findet er sich bei der Marine in Verhältnisse versetzt, wo ihm seine bisherige bürgerliche Thätigkeit sehr zu statthen kommt und denen er infolgedessen ein ganz anderes persönliches Interesse entgegenbringt als der Landsoldat seinem neuen Berufe. Der Civilmatrose, der Kahnschiffer, der See- und Flussfischer, deren Element seit frühesten Jugend das Wasser war, und die mit Leib und Seele an ihrem Berufe hängen, sie alle finden nach ihrem Eintritt in den oft freiwillig gewählten Marinedienst stets Anklänge und verwandte Beziehungen zu ihrer alten Thätigkeit, welche ihr Interesse wach halten und sie zu selbstbewusster, verständnissvoller Pflichterfüllung anregen. Nicht anders steht es mit dem technischen Marinepersonal, dessen Bedeutung und Wichtigkeit von Tag zu Tag wächst. Auch hier wird ein Jeder da untergebracht, wo er nach seinem Können und seinem bisherigen beruflichen Wirkungskreis am besten hinpasst. Der Heizer und Kohlenzieher, der Maschinenschlosser und Techniker, sie alle finden in ihrem Dienst auf den modernen Schiffen ein reiches Feld zur Verwerthung ihrer Kenntnisse und Fertigkeiten. Da kann es nicht Wunder nehmen, dass sie sich schneller, freudiger und leichter in ihren neuen Beruf finden, als der junge Rekrut bei der Landarmee, dem das Verständniss für den grossen Gedanken einer gleichartig ausgebildeten Menschenmenge meist nur äusserlich anerzogen werden kann und dem die wahre Bedeutung und die Nothwendigkeit einer solchen scheinbar schablonenhaften Erziehung innerlich nicht zum Bewusstsein kommt. Die in Folge dessen bei der Armee gerade in der ersten Dienstzeit so häufig zu ernsteren seelischen Störungen führenden Schwankungen des seelischen Gleichgewichtes finden unter den dargelegten Verhältnissen bei der

Marine viel leichter und schneller ihren Ausgleich, wenn sie überhaupt auftreten konnten. Die für den Ausbruch von psychischen Störungen bei dem Landsoldaten so gefährliche erste Zeit der Ausbildung und des Dienstes hat also für den Marineangehörigen nicht entfernt dieselbe ernste und schwerwiegende Bedeutung. Zweifellos finden diese Verhältnisse einen beredten Ausdruck in der selteneren Selbstmordneigung. Manche der für letztere in Frage kommenden Ursachen, die bei der Armee immer wieder und gar nicht selten angeführt werden, wie Unlust zum Dienst oder Heimweh, werden, wie schon erwähnt, bei der Marine fast garnicht oder nur sehr selten genannt, weil derartige seelische Alterationen hier nicht so leicht solchen Umfang nehmen können, dass das ganze Denken und Trachten in krankhafter Weise beeinträchtigt wird.

Ein weiteres, die geringere Selbstmordneigung in der Marine begründendes Moment liegt in dem dienstlichen und ausserdienstlichen Verhältniss der jungen Mannschaften zu ihren älteren Kameraden und ihren Vorgesetzten. Dasselbe muss sich in Folge der Eigenthümlichkeiten des Marinedienstes und des Bordlebens ganz anders gestalten als beim Landheer. Die Kameradschaft entwickelt sich beim Seemann und an Bord in Folge des engen Zusammenlebens und des gleichartigeren Rekrutenmaterials viel schneller und inniger als bei den bunt zusammengewürfelten Rekruten der Armee. Man lebt an Bord wie in einer grossen Familie, wo alle sich näher kennen. Die gleiche angestrengte Thätigkeit, dieselben Strapazen, die gleichen kleinen Widerwärtigkeiten, dieselben Freuden und Erholungen, alles das wird gleichmässiger empfunden und verarbeitet, und der gegenseitig geleistete Trost und Beistand hilft dem Schwächeren und Wankelmüthigen über schwere Stunden hinweg. Bei der Armee wird der Missmuthige und Bekümmerte liegen gelassen, kein Mensch beachtet ihn und nimmt sich seiner an. Nach dem Dienst ist er nicht mehr wie an Bord auf den ausgleichenden und nivellirenden Verkehr mit seinen Kameraden angewiesen, sondern er verschwindet und unterliegt unbekannten Finflüssen, bis auf einmal ein alarmirender Selbstmord zu spät die Aufmerksamkeit auf den Einsamen und Unverstandenen lenkt. Eine derartige Isolirung des Einzelnen kann an Bord gar nicht eintreten, wo in Folge des stärker entwickelten Gefühls der Kameradschaft und des gegenseitigen Vertrauens Gelegenheit geboten ist, tröstend und aufmunternd einem irgend wie bedrängten Kameraden beizustehen, da geschieht es ganz von selbst und ohne äusseren Zwang.

Aber nicht nur untereinander treten sich die an Bord eingeschifften Mannschaften schnell näher, sondern auch auf ihre Stellung den nächsten Vorgesetzten, den Unterofficieren gegenüber bleibt der dienstliche und

ausserdienstliche Verkehr an Bord nicht ohne Einfluss. Bei der Armee tritt der Unterofficier dem Gemeinen lediglich in seiner Eigenschaft als Vorgesetzter gegenüber. Nur im Dienst lernt er ihn kennen, eine ausserdienstliche Berührung findet nur ausnahmsweise statt. Bei der Marine hingegen bringen es die wesentlich anderen Verhältnisse des Dienstes und dienstlichen Thätigkeit an Bord mit sich, dass beide Kategorien in viel nähere und innigere Beziehungen zu einander treten, und dass sich auch ausserdienstlich die gegenseitige Stellung in Folge des engen Zusammenlebens viel kameradschaftlicher gestalten kann. Im Dienst muss sich der Unterofficier meist selbst an den Arbeiten mitbeteiligen, die er zu leiten hat, und so kann bedeutend leichter ein weniger schroffes und mehr persönliches Verhältniss zwischen Gemeinen und Unterofficieren Platz greifen. Das Vertrauen zu den letzteren wird dadurch ein grösseres, beide treten sich menschlich näher und der Unterofficier wird einem willigen Untergebenen auch in schwierigeren Lagen seinen Rath und Beistand nicht versagen.

In nicht unähnlicher Weise wird endlich sogar das Verhältniss der Mannschaften zu den Officieren durch die besonderen Eigenthümlichkeiten des Borddienstes beeinflusst. Die Stellung des Officiers an Land ist und bleibt im Allgemeinen eine durchaus unpersönliche, rein dienstliche den ihm unterstellten Mannschaften gegenüber. Die Seele des Rekruten, sowie deren feine Reaction auf die veränderte äussere Umgebung und Thätigkeit bleibt ihm vielfach gänzlich fremd und seine persönlichen Einwirkung unzugänglich. An Bord wird dies niemals in dieser ausgesprochenen Weise der Fall sein können. Fast ohne es zu wollen, tritt der Officier dem Gemeinen persönlich näher, er begegnet ihm auf Schritt und Tritt, dienstlich wie ausserdienstlich, hört und sieht ihn in der Freizeit sich unterhalten und bewegen, beachtet ihn unwillkürlich im freien Verkehr mit seinen Kameraden und lernt seinen Charakter und seine Bildung, seine Neigungen und Liebhabereien kennen. Nicht allein das dienstliche Interesse erfordert von dem Officier an Bord eine sehr genaue Kenntniss seiner Leute, ihrer Herkunft, ihrer früheren Thätigkeit, ihres Charakters und ihrer Führung, damit er sie in die richtigen Stellungen zu vertheilen und seine Anforderungen einzurichten weiß, sondern auch das rein menschliche Interesse wird bei dem steten Beisammensein in mächtiger Weise angeregt. Der Officier sieht in seiner Mannschaft daher nicht sowohl das Material, das er mechanisch auf eine gewisse gleichmässige Höhe der Ausbildung zu bringen hat, als vielmehr betrachtet er jeden Einzelnen mit feinerem Verständniss und studirt seine Eigenheiten und seinen Charakter, nicht zuletzt allein deswegen, um sich selbst die Schwierigkeit der vielseitigen Ausbildung

und Erziehung seiner Mannschaften zu erleichtern. Es ist leicht verständlich, dass diese veränderte Stellung des Officiers an Bord auch auf die Auffassung, welche seine Untergebenen selbst über ihr Verhältniss zu ihren Officieren haben, nicht ohne Rückwirkung bleiben wird. Das äussert sich in einem grösseren Vertrauen des Gemeinen zu seinen Officieren, bei denen er sicher sein kann, auch in Noth und Bedrängniss nicht vergeblich Rath und Beistand zu erbitten.

Kurz alle diese verschiedenen Umstände wirken dahin zusammen, dass einerseits die gerade in der ersten Dienstzeit bei der Armee so häufig zu Selbstmord führenden Störungen des seelischen Gleichgewichtes bei den jungen Mannschaften an Bord unserer Kriegsschiffe seltener zur Beobachtung gelangen, und dass anderseits manche derartige Alterationen, falls sie dennoch aufgetreten sind, glücklich und schnell, ohne Schaden zu stiften, überwunden werden, während sie unter den Verhältnissen, wie sie bei der Armee herrschen, möglicherweise einen unerwarteten Angriff auf das eigene Leben herbeigeführt hätten.

Im späteren Verlaufe des Marinedienstes erfahren diese günstigen Verhältnisse allerdings eine nicht unwesentliche Verschiebung. Es stellt sich allmälig eine ganze Reihe von eingreifenden Momenten ein, welche der Armee fremd sind und die geeignet sind, häufigere und erheblichere Schädigungen der seelischen Sphäre herbeizuführen, als es beim Landheere der Fall ist. Dieselben beeinflussen in unverkennbarer Weise die Höhe der Selbstmordneigung und äussern sich in einer langsamen Zunahme derselben in den späteren Jahren des Marinedienstes und dementsprechend in einer stärkeren Beteiligung der älteren Mannschaften, Unterofficiere, Deckofficiere etc. Diese schädigenden Einwirkungen beruhen in erster Linie auf den nach längerem Aufenthalt an Bord und in ausländischen Gewässern sich geltend machenden ungünstigen und ungewohnten Einflüssen des Klimas, der Körperpflege, der engen Unterkunft, der eintönigen Ernährung, sowie der mangelnden Abwechslung und Erholung. Indess veranlassen diese ungünstigen äusseren Verhältnisse in der Regel nicht für sich allein, sondern nur dann den Ausbruch einer seelischen Gleichgewichtsstörung, wenn sie sich mit gewissen in Folge der Eigenthümlichkeiten des Borddienstes und des längeren Aufenthaltes in ausländischen Gegenden häufiger und intensiver einwirkenden Momenten combiniren. Hieher gehören vornehmlich die Einflüsse der Hitze, sowohl in Gestalt der Tropenhitze als auch der in den Heiz- und Maschinenräumen erzeugten, die oft zu Hitzschlag mit sich anschliessenden Psychosen führt. Sodann kommen Unglücksfälle, besonders solche mit Beteiligung des Kopfes, die bei den Arbeiten und Manövern an Bord nicht selten sind, in Betracht; ferner lang an-

dauernde Einwirkungen grosser körperlicher und geistiger Anstrengungen. Von besonders grosser Bedeutung sind gewisse in den tropischen und subtropischen Gegenden en- und epidemisch auftretenden Infectionskrankheiten, wie Malaria, Ruhr, Gelbfieber, Syphilis u. a., deren Einwirkungen auf die seelische Widerstandsfähigkeit mit Erfolg zu widerstehen durch die ungünstigen äusseren Verhältnisse an Bord sehr erschwert wird. Auch der in den Tropen besonders schädigend wirkende übermässige Alkoholgenuss spielt hier eine nicht zu unterschätzende Rolle in der Herabsetzung der körperlichen und seelischen Widerstandskraft. Schliesslich kommen noch als wichtige Factoren heftige und andauernde Gemüthserregungen und seelische Einwirkungen in Folge dienstlicher oder privater Unannehmlichkeiten, sowie die geringe oder fernliegende Aussicht auf baldige Aenderung in Betracht. Unter Berücksichtigung aller der erwähnten Umstände erscheint es nicht als übertrieben, in dem Marinedienst in dieser Hinsicht fast ein Mittelding zwischen den Verhältnissen der Armee zu Friedenszeiten und denen zu Kriegszeiten zu erblicken. Es wird daher ohne Weiteres verständlich erscheinen, dass unter der Einwirkung der besprochenen, sich summirenden ungünstigen Factoren im späteren Verlaufe des Dienstes bei der Marine solche Erschütterungen des seelischen Gleichgewichtes, welche Angriffe auf das eigene Leben auszulösen geeignet sind, häufiger und intensiver auftreten, als es in den späteren Jahren des Armeedienstes der Fall ist. Trotzdem muss die auffallende Thatsache, dass die Gesammthöhe der Selbstmordneigung in der Marine weit hinter derjenigen der Armee zurückbleibt, als durch die Statistik erwiesen und durch die erwähnten besonderen Eigenthümlichkeiten des Marinedienstes zumal in seiner Frühperiode begründet gelten.

Zu welchen zusammenfassenden Schlussfolgerungen berechtigen nun die Ergebnisse der vergleichenden Statistik bezüglich der Häufigkeit und Ursachen der Selbstmordneigung in der Marine und Armee? Vor Allem ist der statistische Nachweis erbracht, dass einerseits die Frequenz der Selbstmordneigung in der Marine bedeutend, und zwar um fast die Hälfte geringer ist, als in der Armee, andererseits aber höher, wenn auch nur um ein sehr geringes, als bei der gleichaltrigen männlichen Civilbevölkerung. Auf die Todesursachen bezogen ist sogar Selbstmord in der Marine nur in zwei Fünftel der Fälle bei der Armee anzutreffen. Bei beiden Wehrgattungen zeigt die Selbstmordneigung eine langsame Tendenz des Absinkens, die bei der Armee augenfälliger und regelmässiger erscheint und bei beiden die Selbstmordsterblichkeit mehr als die Selbstmordneigung betrifft. Während die Selbstmordneigung in der Armee weitaus am häufigsten in den ersten Monaten der Dienstzeit,

also in der Rekrutenzeitz zur Beobachtung gelangt und daher die Gemeinen mehr betrifft, als die Unterofficiere, tritt sie bei der Marine häufiger in den späteren Dienstjahren auf und befällt dementsprechend Unterofficiere mehr als Gemeine.

In der grössten Mehrzahl der Fälle von Selbstmord in der Marine sowohl als auch in der Armee sind seelische Störungen als letzte Ursache zu betrachten. Die geringere Selbstmordneigung in der ersten Dienstzeit bei der Marine berechtigt daher zu der Annahme, dass die in den ersten Monaten des Armeedienstes so häufig zu Selbstmord Anlass gebenden seelischen Erkrankungen in der Marine seltener zum Ausbruch zu gelangen Gelegenheit haben. Der in der Marine relativ höhere Procentsatz von Selbstmorden bei den älteren Mannschaften, Unterofficiieren u. s. w. lässt den weiteren Schluss zu, dass im späteren Verlauf des Marinedienstes sich häufiger Gelegenheit zur Entwicklung und Ausbildung solcher krankhafter Störungen der Seele bietet, die geeignet sind, einen Angriff auf das eigene Leben herbeizuführen. Alles in allem betrachtet führen aber im Allgemeinen die oben erwähnten schädigenden Einflüsse des Marinedienstes in seinem späteren Verlauf nur da als indirekte Veranlassung zu so unheilvollen Erschütterungen des seelischen Gleichgewichtes, wo sie auf dem Boden einer ererbten oder frühzeitig erworbenen neuropathischen Disposition, auf der Grundlage einer neurasthenischen, epileptischen oder hysterischen Veranlagung zur Einwirkung gelangen.
